

digungen Donins hatten die Talmudverbrennung von Paris 1244 zur Folge.

Der Editor des Ducus Horant, Professor Dr. *W. Schwarz*, London, sprach über die „Weltliche Volksliteratur der Juden“. Im wesentlichen beschränkte er sich auf die Auswertung des Ducus Horant, der mit anderen deutsch-jüdischen Dichtungen in der Genisa von Fostat (Altkairo) gefunden wurde. Es handelt sich dabei um ein Spielmannslied. Der jeweilige Sänger variierte es bei jedem neuen Vortrag. Nur das Gerüst der Erzählung bleibt fest. Möglicherweise stellt die Cambridge Handschrift ein Diktat dar. Der jüdische Schreiber hat sich von einem christlichen Sänger den Stoff mitteilen lassen. Milieu und Inhalt sind nichtjüdisch. Er kann die Dichtung in typisch jüdische Gedichte mit aufnehmen, weil das jüdische Publikum an einem solchen Stoff das gleiche Interesse wie das christliche hatte. So stellt der Ducus Horant in der Cambridge Handschrift das Beispiel eines Zusammenwirkens auf der Basis der Volkskunst dar.

Professor Dr. *Hans Rheinfelder*, München, sprach über Dante und die hebräische Sprache. Zwar war Dante des Hebräischen nicht mächtig, doch ehrte er es als die Sprache der Offenbarung. In „De vulgari eloquentia“ sah er es sogar als die Ursprache der Menschen an, eine Auffassung, von der er sich jedoch in der „Divina Commedia“ distanzierte. Seine Ehrfurcht vor dem Alten Testament hinderte ihn, die Juden seiner Zeit so abschätzig zu beurteilen, wie das sonst vielfach in der christlichen polemischen Literatur geschah.

Die Ansätze zum Gespräch wurden jedoch immer wieder durch die Beschuldigungen schwerer Verbrechen, für die man die Juden fähig hielt, belastet. Studienassessor *Karl Josef Baum* untersuchte das „Endinger Spiel“ als Ausdruck mittelalterlicher Judenfeindschaft. Die einzige Nachricht über eine öffentliche Aufführung stammt zwar erst aus dem 17. Jahrhundert. Formal aber gehört das Endinger Spiel zu den spätmittelalterlichen Volksschauspielen. Es schildert den angeblichen Ritualmord an einer Bettlerfamilie.

1462 wurde diese Familie in Emden von Unbekannten umgebracht, aber erst 1470 entdeckte man die Leichen. Wie stets, wenn Mörder und Mordmotiv unbekannt waren, wurden auch in diesem Fall die Juden des Verbrechens bezichtigt. Die Folter erbrachte das gewünschte Geständnis. Hinrichtung der Beschuldigten und Ausweisung der übrigen waren die Folge. Unter dem Mantel des Rechtes kommt unverkennbar der Judenhaß in dem Theaterstück zur Geltung.

Der Berichterstatter schilderte Motive der Hostienschändungslegenden. Es ging ihm dabei weniger um die Darstellung der einzelnen Fälle als um die Herausarbeitung des Erzählungsschemas und seine psychologische Motivierung. Letztlich ist das Fremdeitmotiv entscheidend für die Entstehung der verhängnisvollen Legenden. Im Frühmittelalter werden sie erzählt, um am Schluß die wunderbare Bekehrung der Juden zu schildern, im Spätmittelalter jedoch, um Judenverfolgungen nachträglich zu motivieren.

Die Vorträge des dritten Tages galten „Typologie und Heilsgeschichte“. Professor Dr. *Walter Mohr*, Saarbrücken, untersuchte: „Christlich-alttestamentliches Gedankengut in der Entwicklung des karolingischen Kaisertums“. Karl der Große ließ sich im Kreis seiner Freunde mit dem Namen David anreden. Das karolingische Königtum sucht sein Vorbild in den alttestamentlichen Königen. Wie einst Saul verworfen und David von Gott durch den Mund Samuels erwählt wurde, so wurde jetzt das Königtum der Merowinger verworfen und an ihrer Stelle die Karolinger von Gott durch den Mund des Papstes erwählt. Der Rückgriff auf das davidische Königtum setzt die Karolinger in die Lage, gleichberechtigt dem byzantinischen Kaiser gegenüberzutreten. Schon die Kaiserkrönung im Jahre 800 läßt dieser Vorstellung jedoch die Romidee entgegentreten. Ihr gehörte schließlich der Sieg.

Alttestamentlichen Vorbildern ging auch Bibliotheksdirektor Dr. *Adolf Waas*, Allmendingen, in einem Vortrag nach: „Volk Gottes und Militia Christi, Juden und Kreuzfahrer.“ Der Judenverfolgung durch die ungeordneten Kreuzfahrerscharen steht eine Achtung der Juden bei Späteren entgegen. Der die Kreuzfahrerheere begleitende Klerus entwickelt eine

Frömmigkeit, die sich am Alten Testament schult und hier die Vorbilder für eine Ritterlichkeit findet. Ihm ist es zu verdanken, daß seit dem 12. Jahrhundert das Alte Testament wiederholt in die Volkssprachen übersetzt wird.

Professor Dr. *Friedrich Ohly*, Kiel, widmete sich dem Gegensatzpaar: „Ecclesia — Synagoga — Typologisches in mittelalterlicher Dichtung.“ Er bot eine genaue Untersuchung der Bedeutung und der Grenzen des typologischen Denkens, für die das Paar Ecclesia — Synagoga nur ein Beispiel ist. Typologisches Denken findet nicht nur auf die Bibel, sondern auch auf die Schriften der Antike Anwendung. Fruchtbar erwies sich der Vergleich des Bildes von den Riesen, auf deren Schultern Zwerge sitzen, das Bernhard von Chartres im Hinblick auf das Verhältnis der mittelalterlichen zu den antiken Denkern braucht, mit dem Bild von den Aposteln, die auf den Schultern der Propheten stehen. Damit ist schon die Frage nach der Wertung der Zeiten angegeben. Gegenwart erfüllt Vergangenheit und weist auf die Zukunft hin. Typologisches Geschichtsdenken kennt daher immer einen Dreierschritt: Ante legem, sub legem, sub gratia; Zeit des Vaters, Zeit des Sohnes, Zeit des Heiligen Geistes; Alttestamentliches Vorbild, neutestamentliche Erfüllung, Erwartung des Künftigen. Aus dieser Konzeption nimmt das Mittelalter die alttestamentlichen Vorbilder so ernst, daß man aus ihnen z. B. konkretere Angaben für den Holzbau etwa einer Kirche, die sich nach dem Vorbild des Stiftszeltes richtet, gewinnen kann als aus den Bauberichten selbst. Das Ernstnehmen des alttestamentlichen Vorbildes aber unterstützt die Bereitschaft, mit den zeitgenössischen Juden ein Gespräch zu beginnen.

Diese These unterstrich auch der Vortrag von Dr. *Peter Bloch* zur „Deutung des sogenannten Koblenzer Retabels im Cluny-Museum“. Es stammt ursprünglich aus dem Kloster Stablo. Dargestellt ist die Ausgießung des Pfingstgeistes über die Apostel. Die Säulen, die sie zu isolieren scheinen, haben keine ästhetische, sondern eine typologische Funktion. Sie haben ihr Vorbild in den sieben Säulen der Weisheit, die in den Sprüchen Salomons erwähnt werden, und die jetzt als die sieben Gaben des Heiligen Geistes umgedeutet werden. Es läßt sich nachweisen, daß in der Maasschule, aus der auch das sogenannte Koblenzer Retabel stammt, auf Grund dieses typologischen Denkens zumindest in manchen Fällen Gespräche zwischen Juden und Nichtjuden gepflegt wurden.

15/8 Kirche und Synagoge heute

Zum Verhältnis von Judentum und Christentum

von Professor Dr. Hugo Bergmann
Hebräische Universität Jerusalem

Im folgenden veröffentlichen wir die oben erwähnte Antwort, die uns von Professor Bergmann zugeht. Sie ist entnommen einer Rundfrage der jüdischen Monatsschrift „L'Arche“: L'Eglise et la synagogue d'aujourd'hui:

- 1) Ob sich die Beziehungen zwischen Kirche und Synagoge in der letzten Generation seit dem Pontifikat Johannes XXIII. und Paul VI. fundamental geändert haben, wage ich nicht zu entscheiden.
- 2) Ich glaube, daß die Kirche sich hier zum Sprecher einer neuen geistigen Strömung gemacht hat, die einen großen Teil der Christenheit überhaupt erfaßt hat.
- 3) Ob diese Bewegung schon so stark ist, daß man sie nicht-umkehrbar bezeichnen könnte, kann — glaube ich — heute noch kein Mensch sagen.
- 4) Welches sind die historischen und soziologischen Faktoren, welche zugunsten der neuen Einstellung der Kirche eingewirkt haben? Der Nationalsozialismus hat in Europa eine gemeinsame Front aller Gläubigen geschaffen: Die Kirche hat gesehen, daß die Verfolgung der Juden in Wahrheit zugleich eine Verfolgung der Christen ist und hat eingesehen, wo ihr Platz in diesem Kampf ist. In Deutschland hat die protestantische „Bekennende Kirche“ aus ihrem christlichen Bekenntnis die Kraft geschöpft, sich dem Nationalsozialismus schon in seinen Anfängen entgegenzustellen. Die Errichtung des Staa-

tes Israel war ein Faktor erster Ordnung für die Neuordnung der jüdisch-christlichen Beziehungen (siehe unten Frage 7).

5) Ist die neue Orientierung bloß taktisch oder bedeutet sie eine Annäherung auch der Lehren und eine Stärkung auch der jüdischen Elemente im Christentum? Ich glaube nicht, daß die Annäherung eine bloß taktische ist. Wir haben in Jerusalem unter den christlichen Hörern der Hebräischen Universität vielfach Gelegenheit zu beobachten, daß sie ihr Christentum im Aspekt seiner jüdischen Ursprünge besser zu verstehen beginnen (siehe unten Frage 9); aber ich sehe noch keine doktrinaire Annäherung. Die Initiative zu einer neuen Orientierung ist von den Christen ausgegangen (dies sei zu ihrer Ehre gesagt), die Juden standen lange beiseite und sahen nicht die historische Bedeutung der Wende in der christlichen Einstellung. In Israel jedenfalls horchte man erst auf, als in Rom die Verhandlungen über den Antrag von *Kardinal Bea* begannen.

Aber:

6) Zwischen uns und den Christen steht das christliche Dogma der Inkarnation Gottes als Menschen, zu dem wir keinen Zugang haben. Dazu kommen natürlich als Hindernisse auf jüdischer Seite die schweren *historischen* Erinnerungen. In der jüdischen *Theologie* wird eine Klärung des Begriffes der *Auserwähltheit* notwendig sein. In welcher Beziehung sind wir Juden auserwählt und wer sind „wir Juden“? ¹ Die Lehre hat bei uns vielfach die Züge einer *physischen* Bevorzugung angenommen; selbst Rosenzweig spricht davon, daß bei den Juden an die Stelle der „Überzeugung“ die „Zeugung“ trete. Das Beispiel der nationalsozialistischen Ideologie sollte hier abschreckend wirken! Aber was ist unsere positive Antwort?

7) Die Errichtung des Staates Israel ist von primärster Bedeutung, sowohl für die innere Entwicklung des Judentums selbst wie für die Beziehung zu den Christen und zur Kirche. Für uns Juden ist er die Prüfung und die Probe aufs Exempel, ob und wie das Judentum sich als lebendige Kraft in unserem politischen Leben auszuwirken vermag. Wir in Israel müssen uns täglich fragen: Sind wir ein *jüdischer* Staat, in unserer Politik nach außen und nach innen (z. B. im Verhältnis zu unsern muslimischen und christlichen Minoritäten) oder ein Staat wie alle andern. Ist unser öffentliches Leben gelebtes Judentum? Wir werden täglich vor die Aufgabe gestellt, unser Religionsgesetz so weiterzubilden, daß wir mit ihm heute als Einzelne und als Gemeinschaft leben können. Wir sehen unter schweren Kämpfen, wie bei uns das alte Religionsgesetz lebendig wird und gezwungen wird, Fragen zu lösen, vor welche Juden seit Jahrhunderten nicht mehr gestellt worden sind. Werden wir dennoch imstande sein, die Kontinuität unserer religiösen Entwicklung zu wahren, oder wird der Staat Israel und die Synagoge sich trennen müssen, weil die jüdische Religion „fossil“ geworden ist und nicht mehr die Probleme zu lösen vermag, die dem heutigen Menschen und dem modernen Staate gestellt sind? Das sind ungelöste Fragen schwerster theologischer Art. Aber durch diese Problematik, die wir in Israel jeder in seinem persönlichen Schicksal zu fühlen bekommen, ist bei uns alles in Fluß geraten und lebendig geworden, und es ist natürlich, daß diese Entwicklung auch auf unsere Beziehungen zur Kirche rückwirken muß.

8) Sie fragen nach Persönlichkeiten, welche zur jüdisch-christlichen Verständigung beigetragen haben. Ich möchte auf katholischer Seite vor allem den „*Freiburger Rundbrief* zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk“, den Frau Dr. Gertrud *Luckner* nun schon im 15. Jahrgang herausgibt, auf protestantischer Seite die ökumenischen Marienschwestern in Darmstadt und Jerusalem und deren „Mutter“ *Basilea Schlink*, die Verfasserin des großartigen Büchleins „Die Stunde des Messias“ nennen. In Israel will ich keine Namen nennen, sondern Institutionen. Zunächst negativ: Der unselige Konflikt mit der Mission im Herbst hat

gezeigt, wie sehr das Wirken der christlichen Missionen in Israel dem Verständigungswillen *abträglich* ist, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen. Und nun positiv: Die Zeitschrift für Vertiefung des religiösen Denkens „*Prozdor*“ (Tel-Aviv) und die religiöse Vereinigung „*Amana*“ (Jerusalem; sie nennt sich so im Anschluß an Nehemia, Kp. 10 Vers 1) treten für eine Verständigung zwischen den Religionen ein. Von größter Bedeutung ist die religionswissenschaftliche Abteilung der Hebräischen Universität, in welcher die Geschichte des Christentums gelehrt und das Neue Testament, unter Heranziehung seiner jüdischen Quellen, ohne kleinliche Apologetik unterrichtet werden [s. o. S. XXI]. Am Unterricht, der natürlich in hebräischer Sprache erteilt wird, nehmen auch christliche Theologen und auch Nonnen teil. Der israelische Student ist offen für ein neues Verständnis des Christentums, ohne Mission, die ihn nur abstößt. Die Errichtung des Staates Israel eröffnet auch unter diesem Gesichtspunkt neue Horizonte.

15/9 Zum christlich-jüdischen Gespräch

Ob sich Christen und Juden gegenseitig etwas zu sagen haben und wie es um die geistige Situation des Staates Israel bestellt ist — diese beiden Fragen waren Mittelpunkt zweier großer Aussprachen in der Pommerschen und in der Westfälischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens in Bonn und Bethel bei Bielefeld. Dr. v. *Imhoff* (Köln) widmete sich als Referent in erster Linie dem ersten Thema. Er schilderte die Erfahrungen seiner jüngsten mehrwöchigen Reise durch Israel und die Ergebnisse und Bemühungen, die er als journalistischer Beobachter der Weltkirchen-Konferenz in Neu-Delhi und der ersten Konzilsphase in Rom gerade auf dem Gebiet einer engeren Fühlungnahme zwischen Christen und Juden erkannt hatte.

Die Bemühungen, die von beiden Seiten unternommen werden müssen, faßte Imhoff in zehn Punkten zusammen: 1. Christen wie Juden müßten in ihrem Glauben einen absolut festen Standort haben, wenn sie über Glaubensdinge miteinander reden wollten. 2. Die Juden müßten als normale Menschen behandelt werden und nicht irgendwelchen Sonderrechten ausgesetzt sein. Sie dürften weder als Angebetete noch als Barbaren behandelt werden. Dazu sei gegenseitiges Einfühlen in das Wesen des anderen nötig. Gläubige Christen und gläubige Juden müßten der Welt liebend dienen. 3. Es müßte begriffen werden, daß das Gottesvolk aus Juden und Christen bestehe und daß der Christ gemeint sei, wenn der Jude geschlagen werde — und umgekehrt. Das bedeute andererseits, daß der Christ den Juden und der Jude den Christen davor bewahren müsse, die Botschaft Gottes zu überhören. 4. Die Christen hätten von den Juden als Geschenk das Alte und das Neue Testament erhalten. Die Bewahrung des Volkes Israel im Martyrium vermöge dem Christen vielleicht neue biblische Lehren zu geben. 5. Es gebe zwischen Christen und Juden gleiche Glaubenserkenntnisse, darunter Gottes Existenz und Einzigartigkeit, die Heilstatsache seiner Offenbarung, die Bibel als Zeugnis dieser Offenbarung und der Bund zwischen Mensch und Gott. Beide Glaubensrichtungen trennten sich in der Auffassung über den Monotheismus. Das werde einmal der härteste Punkt der Auseinandersetzungen werden. Denn hier gehe es um Christus selbst. Die Juden sähen in der Dreieinigkeit bereits eine Verdünnung des Monotheismus und lehnten die Trinität ab [s. o. S. XXI]. 6. Wichtige gemeinsame Themen seien „Staat und religiöses Gesetz“ und „Theokratie und Demokratie“. Christen wie Juden müßten lernen, Glauben und politische Aktion scharf voneinander zu trennen und kulturkämpferische Ansätze im Keime zu ersticken. 7. Das Gespräch könne von den Kirchen nur mit einzelnen Juden geführt werden, die in sich selbst die Vollmacht dazu spürten und geistlichen Pionierdienst zu leisten gewillt seien, da es „die“ Synagoge im organisatorischen Sinne gar nicht gebe. 8. Voraussetzung für ein Gespräch zwischen Juden und Christen, wenn es überhaupt schon erfolgen könne, sei der Verzicht auf Proselytismus und die Notwendigkeit, dem jeweils anderen den Glauben vorzuleben. Mehr könne Mission wenigstens in die-

¹ Vgl. FR XIII, 50/52 S. 55 ff.; XIV, 53/56 S. 29 ff.; s. o. S. 60 u. S. 105 [Anm. d. Red. d. FR].